

**BREMKE 27. JULI 1945**

---

*Deutschland ist in vier Besatzungszonen eingeteilt. Bremke, ein kleines niedersächsisches Dorf von nicht mehr als 500 Einwohnern, malerisch in eine Talfurche eingeschmiegt und umgeben von schönen Wäldern, liegt in der britischen Zone. Aber bereits das nächste Dorf, Bischhagen, liegt in Thüringen und gehört zum sowjetischen Bereich. Seltsamerweise besteht die Demarkationslinie aus der alten hannoverschen Landesgrenze von 1866, dem Jahr also, in dem das Königreich Hannover aufhörte zu bestehen und preußische Provinz wurde. Die britischen Truppenkommandeure wußten um diese Grenze ziemlich gut Bescheid, brachten vorgezeichnete Karten mit, als ob sie bereits immer hier gewesen wären. Vielleicht, weil ihr Königshaus mit der hannoverschen Dynastie einmal ziemlich eng verbunden war?*

*Diese Demarkationslinie besteht aber nur auf dem Papier. Niemand hier weiß genau, wo die alte Grenze eigentlich verläuft. Nur ein morscher Stein in der Nähe des Gutes Vogelsang erinnert daran, daß sich hier einmal Preußen und Hannover trennten. Die britischen Offiziere haben Posten an der Straße nach Heiligenstadt aufgestellt, die Tag und Nacht darüber wachen, daß niemand aus der britischen in die sowjetische Besatzungszone überwechselt. Das ist nicht angenehm, denn die Bremker haben bisher ihre Einkäufe vorwiegend in Heiligenstadt getätigt, dort wohnen ihre Verwandten und Freunde. Umgekehrt lassen die Engländer auch niemanden aus dem Eichsfeld – so nennt sich der angrenzende thüringische Landstrich – nach Bremke passieren. Hier wohnt ihr Arzt, steht die Apotheke, hier erreichen sie ihren Tierarzt. Aber die Soldaten lassen sie nicht durch. Deshalb müssen sie Umwege machen, über Felder und Wiesen, und erreichen so doch ihr Ziel.*

*Auch kommen jetzt jeden Tag Dutzende von Menschen aus Richtung Heiligenstadt, um die sowjetisch-englischen Linien zu überschreiten. Zumeist sind es Evakuierte, die vor den Bomben der alliierten Luftflotten aus den Städten des Ruhrgebietes in den ruhigeren Gegenden des Thüringer Waldes oder in den kleinen sächsischen Dörfern Schutz gesucht hatten. Sie möchten jetzt wieder nach Hause, in ihre Heimat, obwohl dort kaum ein Stein auf dem anderen steht. Vor allem sind es Mütter, zum Teil mit kleinen Kindern, die sich trotz aller Bedenken und Schwierigkeiten auf den Weg machten, um in Gelsenkirchen oder Wanne-Eickel, Dortmund oder Essen nach einer Unterkunft zu suchen. Denn die eigene Wohnung ist oft genug von den Bombenteppichen hinweggefegt.*

*Wenn sie auf einen britischen Posten stoßen, so kann es sein, daß er die Menschen ohne Rücksicht auf Wetter oder Weg, Alter oder Gesundheit, zurückschickt. Alles Bitten, Flehen, Lächeln oder Weinen ist vergeblich. "Zurück"! Das ist ein Wort, das die britischen Wachtposten ziemlich genau ob seiner Wirkung kennen. Denn niemand wagt dann weiterzugehen. Man kehrt um, muß etwa einen Kilometer steilen und schlechten Weges zurückmarschieren, bevor man einen großen Bogen um den Posten machen kann und dann nach reichlich zwei Stunden mühsamer und angstvoller Wanderung doch nach Bremke kommt. Da es mehrere Wege zu dem Ort gibt, ist es für die wenigen Engländer ziemlich schwer, alle Möglichkeiten im Auge zu behalten. Sind aber die Fremden erstmal im Dorf, so werden sie kaum noch kontrolliert.*

*Mein Hauswirt hat seine Küche voller Menschen, vielerlei Art und mancherlei Herkommens. Sie standen alle vor dem Haus und baten nur um einen Schluck Wasser. Es war abends und natürlich wußten sie nicht weiter. Er nahm sie alle mit herein. Die Küche gleicht einer Lagerstatt. Da sitzen sie in abgerissener, schmutziger Kleidung, seit Tagen unterwegs, ohne warmes Essen, ohne ein Bett gesehen zu haben, ohne zu wissen, wie es weitergehen soll. Eine alte Dame ist dabei, die vor Erschöpfung in der Sofaecke eingeschlafen ist, das kleine Bündel letzter Habseligkeiten krampfhaft in beiden Händen auf dem Schoß haltend. Daneben schläft ein etwa fünfjähriger Junge, mit verschmiertem Gesicht und dreckigen Händen. Immer noch hat er den kleinen, offensichtlich von der Mutter selbst gefertigten Rucksack auf dem Rücken. Links davon sitzt ein grauhaariger Mann, weit über die Sechzig, in gutem, jetzt völlig verstaubtem und am rechten Ärmel eingerissenen Anzug, einen Stock mit silberner Krücke aus lange vergangenen Zeiten zwischen den Beinen, die Hände in stetiger Bewegung faltend und wieder öffnend. Der Kopf zittert leicht, unter den Augen sind große schwarze Schatten und die Brust hebt und senkt sich stoßhaft und ruckweise.*

*Auf den Stühlen hängen ermattete, erschöpfte, niedergeschlagene und mutlose Frauen, fast alle in Männerhosen, mit schweren Schuhen an den Füßen. Die Kleider sind derb, manche haben ein Kopftuch auf oder die ungekämmten Haare mit einem Schal zusammengebunden. Bei keiner Frau ist Schmuck zu sehen, auch die Eheringe fehlen. Jede hat ein Bündel neben sich stehen, eine jüngere besitzt einen Koffer, auf dem sie mangels einer anderen Sitzgelegenheit Platz genommen hat. Auf dem Fußboden hinten in der Ecke liegen fünf Kinder, drei Mädchen und zwei Jungen. Sie haben nicht lange nach einer Ruhestatt gesucht. Die Müdigkeit hat sie einfach übermannt. Daneben hockt, mit dem Rücken zur Wand, ein Beinamputierter. Er hat die Prothese abgeschnallt und neben sich gelegt. Den Stumpf hält er in den Händen und reibt das entzündete, rot schillernde Fleisch mit einer Salbe ein. Er ist noch jung, höchstens Mitte der Zwanzig. Aber er hat tiefe, schlimme Falten im Gesicht, Lebenskerben, die von großem Leid erzählen. Auf der Holzbank sitzen zwei Männer, beide etwa um die Fünfzig, ordentliche, gute Leute, denen man die Arbeit von weitem ansieht. Sie haben blaue Kumpelmützen auf den Köpfen und saugen an kalten, abgeissenen, kurzen Pfeifen nach alter Gewohnheit. Nur der blaue Dampf fehlt. Tabak ist Mangelware.*

*Die beiden Töchter des Hauswirts sahen sich zunächst den vielen Menschen etwas hilflos gegenüber. Die Menschen hier in Bremke, Bauern, Häusler, Arbeiter, hatten bis zum großen Zusammenbruch kaum etwas vom Krieg gespürt. Sie berieten nur kurz und fragten nicht lange, sondern holten Reisig und Brennholz herein, entzündeten ein kräftiges Feuer im Herd, setzten einen großen Kochtopf, den größten überhaupt im Haus, auf und taten das, woran gute Hausfrauen immer zuerst denken: sie begannen zu kochen. Weiße Bohnen mit etwas Speck. Nach einer Weile fing es bereits an zu brodeln, ein würziger Geruch verbreitete sich im Raum und die fremden Gäste sahen sich nach den guten Dingen, die da in Vorbereitung waren, um. Die Erwachsenen wollten sich den Hunger nicht anmerken lassen, sondern saßen fast ohne ein Wort zu sagen weiter herum, schon dankbar dafür, daß sie nicht draußen irgendwo unter einem Baum kampieren mußten. Zu guter Letzt schmeckte die Ältere der Töchter die wunderbare Hausmannskost in dem großen Topf ab, tat noch eine Priesse Salz darein und fragte: "Wer möchte etwas Bohnensuppe zu essen haben?"*

*Diese Worte wirkten Wunder. Die Köpfe der erstarrten Versammlung bewegten sich, die Augen begannen wieder munterer zu werden und alle bejahten, daß sie gerne etwas zu sich nehmen würden. "Wir haben seit fünf Tagen nichts Richtiges mehr gegessen", sagte eine Frau und es schien, als ob sie für alle sprach. Dann wurden Teller und Löffel ausgeteilt und die Kelle immer wieder in den Topf getaucht, der, wie sich bald zeigte, nicht zu groß war. Denn die ausgehungerten Menschen langten zu, erbaten noch einmal und ließen es sich recht schmecken. Als das Mahl beendet war, bedankte man sich sehr, lobte die freundschaftliche Hilfsbereitschaft und sah nun wieder etwas gefaßter aus. Eine Frage aber klang auf, die alle bewegte: "Dürfen wir über Nacht bleiben?" Über die Antwort: "Wenn Sie mit dem vorlieb nehmen wollen, was wir Ihnen bieten können, gern.", gab es ein Aufatmen. Die Frauen begannen sich die Hände an der Wasserleitung zu waschen und die beiden Männer auf der Holzbank setzten nun doch noch ihre Pfeifen in Brand, nachdem einer von ihnen den winzigen Rest von Tabakbröseln aus einer Metalldose in die hohle Hand geschüttet und ehrlich mit dem anderen geteilt hatte. Für die alte Dame auf dem Sofa aber gab es eine besondere Freude. Die guten Mädchen gaben eines ihrer Betten frei und boten ihr damit ein ebenso einladendes wie angenehmes Nachtlager an. Sie wünschte allen eine "Gute Nacht" und folgte sogleich der Einladung.*

*Der Hauswirt hatte währenddessen seine Arbeit draußen auf dem Hof beendet, kam herein und holte einen Stuhl, um mit am Tisch Platz zu nehmen. Ein Gespräch klang auf. "Wo kommen Sie denn her?", war die Frage. "Wir vier Frauen und die Kinder waren in der Nähe von Saalfeld in Thüringen seit zwei Jahren als Evakuierte. Aber wir sind in der Nähe von Duisburg zu Hause. Unsere Männer sind Bergleute, mußten bis zum Schluß des Krieges einfahren und waren während dieser Zeit allein. Doch konnten sie nicht verhindern, daß unsere Wohnungen ausbrannten, unsere Möbel und alles, was wir besaßen, in einer Nacht in Flammen aufgingen und wir buchstäblich bettelarm wurden. Nun sind zwei der Männer gekommen, um uns heim zu holen. Sie haben einen Keller ausgebaut, darin wollen wir zunächst mal unterkommen", kam eine der Antworten. Der Kriegsversehrte sagte: "Ich bin aus der Nähe von Langensalza. 1944 haben sie mir noch einen verpaßt. Dann kam ich ins Lazarett und anschließend als wehrunfähig nach Hause. Bis zum 2. Juli waren die Amerikaner bei uns. Als ehemaliger Soldat mußte ich mich melden, wurde aber wieder weggeschickt.*

Jetzt hieß es, daß sich alle Wehrmachtsangehörigen nochmals zu melden hätten. Da habe ich mich auf die Socken gemacht. Zuerst ging es ganz gut. Entweder nahmen mich Bauern auf ihren Pferdewagen mit von Dorf zu Dorf oder es kam einmal ein Milchwagen, der zur nächsten Stadt fuhr. Einmal hielt auch ein russischer Lastwagen an und der Fahrer winkte mir zu. Ich dachte schon : jetzt ist es so weit. Aber er wollte mich nur mitnehmen und lud mich nach einer kurzen Strecke direkt vor seiner Kommandantur ab, winkte mir zu und klopfte mir noch auf die Schulter. Na, ich machte, daß ich weg kam. Aber dann ging die Tippelei los, bis nach Heiligenstadt. Da waren schon eine ganze Menge Leute, die alle zumeist ins Rheinland wollten. Ich schloß mich einer Gruppe an, konnte aber mit meiner Prothese nicht so schnell laufen und verlor den Anschluß. Aber ich schaffte doch tatsächlich die elf Kilometer bis zum letzten Posten der Russen. Aber die wollten nun plötzlich niemand mehr durchlassen. Mindestens hundert Leute standen da, viele schon seit Stunden und warteten auf eine Genehmigung des Kommandanten. Vergeblich. Als ich mich dann erschöpft in den Straßengraben setzte, kam ein russischer Posten vorbei, klopfte mit dem Gewehrkolben an meine Prothese, pfiff durch die Zähne und gab mir ein Zeichen, aufzustehen. Das tat ich, ging hinter ihm her bis zum Ende des Dorfes, der Iwan machte eine Kopfbewegung in Richtung Westen und ich verschwand. Obwohl ich kaum noch mächtig war, mich weiterzubewegen, schleppte ich mich doch den Berg hoch, rastete eine Weile bei dem Gut auf der Höhe und tippelte dann weiter, bis ich den ersten Engländer sah. Der starrte in die Luft und tat so, als ob ich überhaupt nicht da wäre. Na, und nun sitze ich hier und bin froh, ein Dach über dem Kopf zu haben."

"Wo wollen Sie denn hin?"

"Ja, wenn ich das wüßte. In Frankfurt war ich mal stationiert. Da habe ich Bekannte. Vielleicht kann ich bei denen unterschlüpfen."

Aber wie wollen Sie dahin kommen?", fragte der Hausherr. "Bis nach Göttingen sind es noch 16 Kilometer und dann müssen Sie großes Glück haben, wenn Sie einen der Kohlenzüge erwischen. Da stehen bereits Hunderte von Menschen mit großem und kleinem Gepäck nicht auf den Bahnsteigen, sondern zwischen den Gleisen des Güterbahnhofs, und warten darauf, bis endlich eine Lokomotive in Sicht kommt." Der Amputierte sah sich hilflos in der Runde um. Dann blickte er niedergeschlagen den Hausvater an und zuckte resigniert die Schultern. "Ich weiß es nicht, aber irgendwie muß es gehen. Denn was soll ich sonst machen?"

"Unser Nachbar muß morgen früh nach Göttingen. Der nimmt Sie mit, bis dorthin werden Sie also möglicherweise eine Fahrgelegenheit haben. Aber dann?"

Bei der Erwähnung, daß ein Bauernwagen bis zur nächsten Bahnstation fahren würde, waren alle neugierig geworden. Der alte Herr sagte : "Wäre es nicht möglich, die alte Dame mitzunehmen? Der lange Weg würde ihr sehr zu schaffen machen. Von mir will ich nicht sprechen, ich bin gewohnt, zu Fuß zu gehen."

"Wo kommen Sie her?", war die Frage.

"Aus Pommern. Ich habe dort ein Gut, etwas über 4000 Morgen. Aber es geschahen Dinge, die ich zunächst fassungslos hinnehmen mußte, die mich aber dann veranlaßten, über Nacht mein Haus zu verlassen. Denn ich wollte nicht, daß es mir so ergehen sollte wie meinem Nachbarn. Wo der jetzt ist, weiß niemand. Alle Güter beschäftigten Fremdarbeiter : Polen, Russen, Jugoslawen oder auch Italiener. Ich weiß, es ist den Leuten nicht immer gutgegangen. Der Inspektor meines Nachbarn war an sich schon ein Rauhbein. Er schlug sie mit der Reitpeitsche oder auch mit dem Gehstock, wann es ihm gerade einfiel. Mir haben die armen Kerle Leid getan. Wir hatten nicht gerade Verkehr miteinander, hörte manches von anderen Leuten und hielt vieles für übertrieben oder Geschwätz. Bei mir auf dem Hof waren fast nur ältere Polen mit ihren Familien, das war günstig, da es in solchen Fällen weniger Reibereien gab. Aber dort drüben war immer der Teufel los und nun haben wir die Bescherung. Ich bin nicht geflohen, als die Russen im Anmarsch waren. Er übrigens auch nicht, obwohl uns beiden nicht ganz geheuer war. Zunächst geschah überhaupt nichts. Wir bekamen stramme Einquartierung und die Offiziere hielten ihre Leute in Zucht, tranken mir dafür den ganzen Keller leer. Dann fingen die Polen an, das Gutshaus auszuplündern. Meine Frau hatte ich bereits im Herbst nach Bayern zu Bekannten geschickt. Die sah also nicht, wie ihre Wäsche, die Kleider und die Bestecke verschwanden. Einige Tage später zogen die Polen mit ihren Familien in mein Haus und ich mußte in die Inspektorenwohnung umziehen. Meine Beschwerden beim sowjetischen Kommando halfen nichts. Die Russen sagten, sie hätten damit nichts zu tun.

Plötzlich hörten meine deutschen Landarbeiter auf, die Gespanne zu übernehmen. Die Polen hatten seit Erscheinen der Russen keine Hand mehr gerührt. Dann kam einer der Leute und sagte, daß sie mit den Arbeitsbedingungen nicht mehr einverstanden seien. Ich sei zwar nicht so ein Ausbeuter wie mein Nachbar, aber auch hier müsse es jetzt anders werden. Am nächsten Tag geschah es dann. Der Inspektor des Nachbargutes hatte bereits lange vorher das Weite gesucht. Mein Nachbar verbarrikierte sich in seinem Haus. Aber sie fanden ihn doch. Seitdem ist er spurlos verschwunden. Für mich war es nun auch an der Zeit. Mir wollten sie nichts tun, so wurde mir von einem der Arbeiter zugeflüstert, jedoch mein Sohn solle sich ja nicht blicken lassen. Ich ging über Nacht davon. Mit einem Gespann und dem kleinen Kutschwagen. Weit kam ich nicht. Nach einer Stunde wurde ich von einem Posten angehalten, nach Reisepapieren gefragt und, da ich keine hatte, in das Gemeindehaus gesperrt. Nach drei Tagen ließ man mich wieder frei - aber requirierte die Pferde und den Wagen. Später hielt ich mich bei Verwandten an der Elbe auf, aber denen wurde ich auch lästig. Nun will ich meine Frau suchen und den Jungen. Der muß auch bei ihr sein."

"Glauben Sie denn, daß Sie jemals wieder zurück können?", fragte einer der Kumpel.

"Aber warum nicht? Es wird sich alles beruhigen und nach einiger Zeit renkt sich vieles wieder ein. Im übrigen kann ich mit meinem Grund und Boden machen, was ich will. Und wenn wieder alles ruhig und genügend Polizei vorhanden ist, dann werde ich für Ordnung sorgen."

"Na, ich meine nicht, daß Sie da mit Polizei etwas machen können", sagte der andere Bergarbeiter, "die Zeiten sind vorbei."

Eine Frau, die bisher am Herd gesessen hatte, kam nun näher. "Wir kommen nie wieder zurück. Ich bin auch aus Pommern, in der Nähe von Dramburg am Großen Lübbe-See. Da haben wir eine kleine Gastwirtschaft und 18 Morgen Land. Mein Mann ist 1943 gefallen, und ich war ganz allein mit dem Jungen. Als die ersten Russen kamen, verlangten sie Schnaps. Und der eine wollte was von mir. Da habe ich die Heugabel genommen und der Mann ging seines Weges. Aber hinterher kamen die Polen, gingen im Dorf umher und besahen sich die Häuser und Höfe. Und wo es ihnen gefiel, da quartierten sie sich ein. Zu mir kam auch eine Familie, was sollte man machen. So Anfang Mai sagte mir die Frau, ich sollte man langsam die Koffer packen, denn sie blieben da und ich müßte fort. Zunächst habe ich sie ausgelacht, denn die Familie war aus der Stadt und hatte von meiner Wirtschaft keine Ahnung. Außerdem: weshalb sollte ich aus meinem Haus? Aber es kamen immer mehr polnische Familien, überall setzten sie sich rein und im Mai hieß es tatsächlich, die Deutschen müßten alle weg. Und Ende Juni bringt mir doch mein neuer Untermieter einen Zettel mit von der polnischen Verwaltung, den ich sowieso nicht lesen konnte. Da stand drauf, daß ich unter Zurücklassung sämtlicher beweglicher Habe innerhalb von 48 Stunden das Dorf verlassen müsse. Ich habe geweint, geschrien, geschimpft. Nichts half. Der Pole lachte sich eins, aber seiner Frau war nicht wohl zumute, sie versuchte mich zu trösten. Dann holte ich den Rucksack vom Boden, packte mir etwas Wäsche und Wegzehrung für das Kind ein, nahm meinen Jungen an die Hand und zog mit noch einer deutschen Familie los. Immer zu Fuß, von einem Dorf zum anderen. Und überall hieß es: weiter, weiter. Nirgendwo gab es eine Möglichkeit zu bleiben, bis zur Oder gab es keine Rast.

Glücklicherweise fand ich dann doch einen Fuhrmann, der vom Treck aus Posen noch ein Pferd hatte und mit seinem Wägelchen in Richtung Erfurt wollte. Der nahm uns mit. Aber dann blieb er nicht in Erfurt, sondern wollte weiter in die englische Zone. Oben, vor dem Gut Vogelsang, stellten uns dann die Russen, nahmen ihm Pferd und Wagen weg und sperrten den Mann in einen Keller. Wir durften weiter - und nun bin ich hier. Aber zurück? Nein, daran glaube ich nicht."

Es war ein Tag, angefüllt mit verwirrenden, nie gehörten Vorgängen und Ereignissen, weitergetragen von Mund zu Mund. Denn es gibt weder eine Zeitung, in der diese Dinge zu lesen stehen, noch berichten die von Militär besetzten Radiostationen darüber ein Wort.

Walter Müller-Bringmann :

"Das Buch von Friedland"

Musterschmidt-Verlag, Göttingen, 1956